

Psychologische Bedingungen und Vorläufer gelingender Integrationsprozesse

1) Die Integration von Migranten: Eine unendliche Debatte

Die gesellschaftliche Integration von Menschen mit Migrationshintergrund bzw. Zuwanderungsgeschichte (ein in Nordrhein-Westfalen stärker verwendeter Terminus) hat sich als eine der zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen erwiesen. Gegenwärtig leben in der Bundesrepublik etwas mehr als 16 Millionen Menschen, deren mindestens ein Elternteil nach 1950 außerhalb der Bundesrepublik geboren worden ist oder die selber im Ausland geboren worden sind. Vor dem Hintergrund dieser Definition sind also ein Großteil von ihnen keine Neuzuwanderer, sondern leben bereits seit mehreren Jahrzehnten hier.

Dabei ist die sozialwissenschaftliche Verwendungsweise des Begriffes Integration alles andere als klar und verbindlich. Vielfach wird Integration als eine Angleichung, als Eingliederung, als Aufnahme neuer Elemente in ein bestehendes System verstanden, wobei die Vorstellung eines Fixums und beweglicher Einheiten, die sich in und um das Fixe herum gruppieren, dominant ist.

Wenn jedoch sozialpolitische Debatten um Migrationsfragen kreisen, denken wir in erster Linie an die ursprüngliche Gastarbeitergeneration, die Mitte der 50-er Jahre angeworben wurde und in der Tat ein provisorischen Aufenthalt in Deutschland im Blick hatte. Dennoch ist aber nolens volens ein Großteil von ihnen hier geblieben, haben hier Nachkommen bekommen und sind zum Neubürger geworden.

So haben bspw. den Schätzungen des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung (ZfTI) zufolge bei Türkeistämmigen ca. ein Drittel noch eine eigene Zuwanderungsgeschichte (Halm/Sauer, 2009). Gleichwohl das politische Selbstverständnis der Bundesrepublik kaum das eines Einwanderungslandes war, ist es dennoch wider Willen zu einem Einwanderungsland geworden. Dieses Manko, de facto eine Einwanderungssituation zu haben, ohne sich als ein Einwanderungsland zu verstehen und dementsprechend nur zögerliche Bemühungen für eine Integration unternommen zu haben, hat der renommierte Migrationsforscher Klaus Bade auf den Punkt gebracht: „Ein Einwanderungsland wider Willen sollte sich über gelegentliche widerwillige Einwanderer nicht wundern“ (Bade, 2007, S. 34).

Daher bleibt die Frage der Integration von Migranten virulent; denn immer dort, wo Migrations- und Integrationspolitiken misslungen sind, zeigen sich auch gravierende Konsequenzen für die ökonomische, berufliche und soziale Situation der Zuwanderer. Darüber

hinaus hat eine misslungene Integration auch Auswirkungen auf den sozialen Alltag und auf die wechselseitigen Perzeptionen von Einheimischen und Zugewanderten.

Gleichwohl die Diskussion um Migration und Integration oft defizitorientiert läuft, gilt zu bedenken, dass Mobilität in der Moderne ein positiv besetzter Begriff und in diesem Sinne Migranten eine äußerst mobile Population darstellen.

In einer etwas weiteren Fassung des Begriffs wird klar, dass nicht nur Migranten Gegenstand von Integrationsüberlegungen sein können, sondern - wenn man den Begriff von seinem Gegenteil, der Des-integration her denkt- auch „einheimische“ Gruppen.

Vor diesem Hintergrund lässt sich Integration weitestgehend als Befähigung zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben verstehen, der weder nur die lange hier ansässigen Migranten, noch unmittelbar die Ankunftssituation der „Neu-bürger“, sondern alle gesellschaftliche Gruppierungen betreffen kann.

Gleichwohl ich in meinem folgenden Beitrag auf psychologische bzw. individuelle Faktoren eingehen werde, ist jedoch festzuhalten, dass eine gelungene Integration von Zuwanderern keineswegs natürlich nur von der Integrationsfähigkeit und –willigkeit der Menschen mit Zuwanderungsgeschichte abhängt, sondern weitestgehend auch von den Exklusions- und Inklusionsmechanismen der Mehrheitsgesellschaft und seiner Strukturen determiniert wird.

Exkurs: Parallelgesellschaften

Hin und wieder taucht insbesondere in den feuilletonistischen Debatten um die Integration der Begriff der „Parallelgesellschaften“ auf, der auf ein loses, Nebeneinander-Leben mit einem potenziellen Bedrohungsszenario für die Mehrheitsgesellschaft abzielt, weil dabei scheinbar unversöhnliche, inkompatible Lebensentwürfe aufeinander treffen und die Gefahr einer kulturellen Überfremdung provozieren.

Wird dieser kritische Blick seinerseits unter die Lupe genommen, so ist anzumerken:

1. Parallelgesellschaften müssen nicht immer eine Bedrohung sein bzw. in einer Bedrohung der „Mehrheitsgesellschaft“ münden. Sie können der bestehenden Gesellschaft quasi als ein utopischer Entwurf auch einen kritischen Spiegel vorhalten und aus der Innenperspektive kaum wahrnehmbare problematische Lebensverhältnisse aufzeigen.
2. Es steht überhaupt zur Diskussion, wieweit es inhaltlich gerechtfertigt ist, von „Parallelgesellschaften“ zu sprechen, wenn es in einigen Stadtteilen eine Ballung von migrantischen Freizeit-, Wohn- und Geschäftskomplexe vorzufinden ist? Verkürzen wir hier nicht unseren Gesellschaftsbegriff auf Teestuben, Moscheen, Obst- und Gemüseläden sowie Migrantenvereinen? Findet hier tatsächlich eine Doppelung zentraler gesellschaftlicher Institutionen wie Justiz, Finanzwesen, Bildungswesen etc. statt?

Die empirischen Daten zeigen ein ganz anderes Bild als die aufgeregten medialen Debatten: Migranten in Deutschland sind weitestgehend an ihrer Integration interessiert und wünschen sich keine Parallelgesellschaften (Salentin, 2004). Denn eine andere Option wäre auch in einem wohlverstandenen Eigeninteresse absurd, weil mit einer Integration auch für sie der Zugang zu wichtigen Ressourcen im Leben wie etwa Wohnung, Arbeit, Bildung, politische Partizipation etc. verbunden ist.

Die jüngste Studie des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung (ZfTI) zeigt, dass der Anteil der völlig segregiert leben wollenden Türken, also jenen, die von sich aus Parallelgesellschaften bevorzugen bzw. freiwillig Kontakte auf verschiedenen Ebenen (Nachbarschaft, Arbeit, Wohnung) ablehnt, gerade mal 2% beträgt, statistisch also eine völlig vernachlässigbare Gruppe bildet. Diese Form der Ausreißer gibt es in jeder einigermaßen normalverteilten Population¹ (Vgl. NRW Mehrthemenbefragung)

Auf der anderen Seite könnte eine „ideale“ Integration daran fest gemacht werden, dass in zentralen Bereichen des Lebens die Verteilung von Migranten dem selben Muster gehorcht wie der Einheimischen; d.h. sowohl die Erwerbs- und Bildungsbeteiligung als auch die Erfolge darin, aber auch das Ausmaß an Pathologie, Anomie und Devianz statistisch keine bedeutsame Abweichung von der Verteilung in der einheimischen Bevölkerung aufweist, also eine Angleichung auf der strukturellen Ebene vorhanden ist.

Nach dieser kurzen begrifflichen Annäherung sollen im Folgenden Integrationsprozesse wesentlich aus einer stärker psychologischen Perspektive betrachtet werden.

2) Die psychologische Perspektive auf Integration: Integration als Folge bewältigten Akkulturationsstresses

Wenn Menschen mit anderen kulturellen Verwurzelungen in einem neuen geographischen/kulturellen Kontext mit Anforderungen wie etwa der Organisation des Alltags sowie der Beteiligung am öffentlichen, politischen Leben konfrontiert werden und dabei die eigenen kulturellen Überzeugungen nicht aufgeben möchten, zugleich aber auch spüren, dass sie die erforderlichen Fähigkeiten und Kompetenzen des neuen kulturellen Kontextes (noch) nicht erworben haben, so wird diese Problemkonstellation – der insbesondere bei der Begegnung mit Einheimischen bzw. Institutionen der Mehrheitsgesellschaft entsteht - als Stress bzw. Akkulturationsstress wahrgenommen. Das Gefühl der Herausforderung, das Leben auch in neuen Kontexten zu meistern, weicht dann dem Gefühl der Überforderung (Lazarus und Folkman, 1987).

1 1 Vgl. Ergebnisse der elften NRW-Mehrthemenbefragung 2010; abzurufen unter: www.zfti.de

Generell entsteht Stress, wenn Menschen im Umgang mit Anforderungen in persönlich wichtigen Bereichen wie Familie, Beruf oder auch Sozialbeziehungen nicht über ausreichende Bewältigungsressourcen verfügen. Einen Überblick über die verschiedenen Modelle und Konzeptualisierungen des Akkulturationsstresses findet sich bei Andreas Zick (2010).

Entwicklungspsychologisch lässt sich festhalten, dass Integrationsprozesse keineswegs ein allmähliches Ablösen von herkunftskulturellen Bezügen und eine bruchlose Annahme der Lebensentwürfe der neuen Gesellschaft bedeuten, sondern dass sowohl erwachsene Migranten, aber auch ihre in Deutschland geborenen Kinder im Prozess ihrer Akkulturation und Sozialisation, d. h. bei der allmählichen Aneignung von Schlüsselkompetenzen und Verhaltensstandards der Aufnahmekultur, stets in mindestens doppelte soziale Bezugsnetze – manchmal sogar auch transnationale, also in die Heimat ihrer Eltern hineinreichende – involviert sind. Sie stehen vor der Anforderung, das Verhältnis zur eigenen Ethnie bzw. zur Herkunftsethnie der Eltern, andererseits auch ihr Verhältnis zur Aufnahmegesellschaft bzw. den Einheimischen, eigenaktiv gestalten zu müssen. Dabei können wir in Anlehnung an Berry, Kim, Minde und Mok (1987) vier idealtypische Formen auseinander halten: Integration, Assimilation, Separation und Marginalisierung.

Bei den Akkulturationsorientierungen „Integration“ und „Assimilation“ sind die Handlungsoptionen des Individuums deutlich stärker auf die aufnehmende Gesellschaft bezogen. Hingegen ist die Orientierung „Separation“ durch eine klare Abgrenzung zur Mehrheitsgesellschaft und der gleichzeitigen Hinwendung zur eigenen Ethnie bzw. dem ethnischen Hintergrund der Eltern gekennzeichnet. „Marginalisierung“ deutet schließlich auf eine teils willentliche, teils auch erzwungene Abgrenzung sowohl von intra- als auch interethnischen Beziehungen, d.h. Abwendung von mehrheitskulturellen Lebensentwürfen als auch den Lebensentwürfen der eigenen (oder elterlichen) Herkunftsgesellschaft.

Diese Optionen sind jedoch nicht statisch und ein für alle mal als Orientierung festgelegt; sie können vielmehr bereichsspezifisch variieren.

Und sie sind nicht nur voluntaristisch als Präferenzen des Einzelnen zu verstehen, sondern hängen weitestgehend auch von den Erfahrungen mit Handlungsoportunitäten und -barrieren in der Aufnahmegesellschaft, so etwa erfahrenen Diskriminierungen und Ausgrenzungen zusammen, die dann bspw. eher eine Reethnisierung, eine Rückwendung zur eigenen Gruppe, zur Folge hat.

Auch kann bspw. die sprachliche und soziale Integration gut gelungen, aber die Integration in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt eher misslungen sein; denkbar ist auch der Fall, dass bspw. durch Selbstständigkeit eine gute berufliche Integration erfolgt bzw. hergestellt ist, jedoch eine (gewünschte) Einbindung in multiethnische Vereine, Verbände, Freundschaften,

Partnerschaften weniger gelungen ist. Das verdeutlicht also: Integration ist kein „Sekt-oder-Selters“ Phänomen. Nicht zuletzt ist - in Anlehnung an Bommes (2007) – festzuhalten: Auch die psychologische Integration (von Mehrheiten wie Minderheiten) ist stets ein temporäres Phänomen ist; d. h. Menschen stets in bestimmten für sie bedeutsamen sozialen Konstellationen in gesellschaftliche Zusammenhänge integriert sind, aber darüber hinaus auch Freiräume jenseits enger sozialer Einbindung genießen. Vor diesem Hintergrund ist es natürlich nur selbstverständlich bzw. muss auch Migranten gestattet sein, einfache „Couch-potatoes“ zu sein, d.h. sich nicht immer und zu allen Fragen gesellschaftlich positionieren zu müssen und ihren „integrativen Anteil“, ihren Integrationswillen zu dokumentieren, sondern sich temporär in individuelle Nischen zurück ziehen zu können.

Tabellarisch lassen sich die oben skizzierten unterschiedlichen Akkulturationsorientierungen von Migranten und Einheimischen und ihre denkbaren Konsequenzen in einem von Bourhis et al. (1997) leicht modifiziertem Konzept veranschaulichen.

Im Zentrum dieses Modells stehen die Interaktionsbeziehungen zwischen Migrantengruppen und der aufnehmenden Mehrheitskultur. Dabei wird von einer dynamischen Sichtweise ausgegangen, die sowohl die Aufnahmebereitschaft der Mehrheitskultur als auch die Anpassungsbereitschaft der Einwanderergruppe gleichermaßen berücksichtigt.

Abbildung 1: Das Interaktive Akkulturationsmodell (IAM).

Aufnehmende Gesellschaft	Orientierung von Migranten			
	Integration	Assimilation	Separation	Marginalisation
Integration	<i>Konsens</i>	Problematisch	Konflikt	Problematisch
Assimilation	Problematisch	<i>Konsens</i>	Konflikt	Problematisch
Segregation	Konflikt	Konflikt	Konflikt	Konflikt
Exklusion	Konflikt	Konflikt	Konflikt	Konflikt

Zum einen wird hier modellhaft veranschaulicht, mit welchen Alternativen die aus psychologischer Sicht wünschenswerte Akkulturationsorientierung "Integration" theoretisch zu konkurrieren hat und welche Konsequenzen aus den verschiedenen Orientierungen ableitbar sind: So zeigt die Tabelle, dass lediglich das Aufeinandertreffen von integrations- oder assimilationsorientierten Haltungen der jeweiligen Mitglieder relativ unproblematisch erfolgt; alle anderen Konstellationen dagegen latent problembehaftet sind, so z.B. wenn Migranten eine eher integrationsorientierte Haltung favorisieren, d.h. Schlüsselemente der eigenen Kultur

beibehalten wollen und gleichzeitig die Bereitschaft zeigen, Schlüsselemente der Aufnahmekultur zu erwerben, die Aufnahmegesellschaft jedoch von ihnen eher eine Assimilation erwartet, d.h. eine Aufgabe eigenkultureller Bezüge und eine Adaptation der Normen und Werte der Aufnahmekultur wünscht.

Dennoch hat auch dieses recht komplexe Modell einige Schwächen: Ich möchte auf folgende fünf Schwächen hinweisen.

1. So ist aus entwicklungspsychologischer Sicht die Dimension der zeitlichen Variabilität der Orientierungen nicht mitbedacht; es weckt den Anschein, als ob voluntaristisch eine bestimmte Orientierung „gewählt“ bzw. sich für die entschieden und dann auch durchgehalten wird. Es wird nicht klar, unter welchen Bedingungen Haltungen und Einstellungen auch gewechselt werden. Hier fehlt die Anbindung an die psychologische Einstellungsforschung, die genau jene Bedingungen (Intensivierung, aber auch biografischer Wandel von Einstellungen) in den Blick nimmt.

2. Darüber hinaus ist auch kritisch zu erwähnen, dass in diesem Modell der Begriff der „Integration“ etwas unscharf formuliert ist: Zwar ist in den Forschungen von Berry Integration die präferierte Akkulturationsorientierung von Migranten (Überblick in Berry & Sam, 1997), aber dieser Begriff weist eine enorme semantische Bandbreite auf: So hat Integration auch oft die Konnotation von Assimilation, und nicht nur die Vorstellung des gleichmäßigen Zugriffs auf Potenziale der Herkunfts- und der Aufnahmegesellschaft. Deshalb wird in jüngeren Diskussionen gelegentlich auch auf den Begriff der „Inklusion“ ausgewichen, der m.E. jedoch durch seine starke Nähe zur Inklusionspädagogik Migranten semantisch in die Nähe von Personen mit Behinderungen rückt, und deshalb etwas problematisch ist.

3. Ferner ist der hier verwendete Integrationsbegriff dahingehen kritisch zu hinterfragen, ob er sich etwa auf eine komplette Übernahme der Mehrheitskultur und auch auf ein komplettes Beibehalten der Herkunftskultur oder auf eine irgendwie geartete 50%-Übernahme und ein 50%-Beibehalten richtet (Mavreas, Bebbington & Der, 1989). Da Migranten bei einer gelungenen Integration Zugang zu beiden Kultursystemen haben und je nach Kontext von einem zum anderen wechseln, könnte sich Integration auch auf das Schaffen einer „neuen Kultur“ beziehen. Hierbei wird oft auch von einer „Hybridität“ oder einer „hybriden Identität“ gesprochen (Foroutan & Schäfer, 2009).

4. Methodologisch ist anzumerken, dass sich die Akkulturationsorientierungen nicht komplett ausschließen, also im statistischen Sinne orthogonal sind, sondern, wie einige empirische Befunde es nahe legen, miteinander im Zusammenhang stehen bzw. korreliert sind. Während bspw. Integration und Marginalisierung negativ korrelieren, stehen Separation und Marginalisierung in vielen Studien in einem positiven Zusammenhang (Berry, Kim, Power &

Bujaki, 1989). In einer eigenen Studie (Uslucan, 2009; Daten eigens hierfür ausgewertet) konnten wir bspw. folgende Korrelationen ermitteln:

Korrelation der Akkulturationsorientierungen türkischer Jugendlicher (N = 215)

Orientierungen	(1)	(2)	(3)	(4)
(1) Integration	1	.11	-.00	-.03
(2) Assimilation		1	-.07	.42**
(3) Separation			1	.23**
(4) Marginalisierung				1

***: $p < .001$; **: $p < .01$; *: $p < .05$

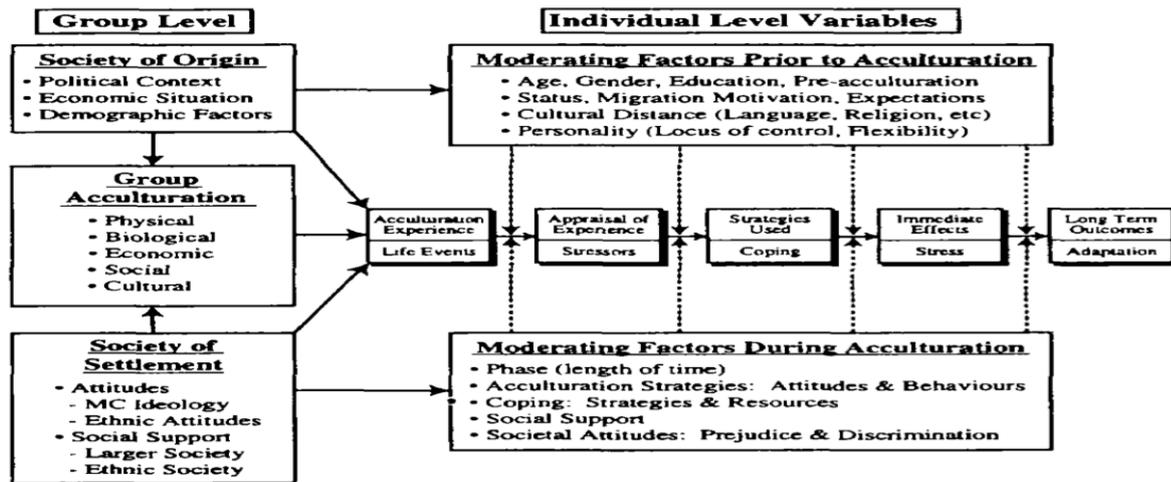
So zeigt sich zum einen unerwartet, dass Assimilation signifikante Korrelationen mit der Marginalisierung aufweist, also eine höhere Assimilation mit einer stärkeren Marginalisierung einhergeht und zum anderen erwartungsgemäß Separationsorientierungen mit stärkeren Marginalisierungsorientierungen einhergehen. Hiervon abweichende Ergebnisse, uns zwar eine starke positive Korrelation zwischen Assimilation und Segregation ($r = .79^{**}$) und einer negativen Korrelation zwischen Integration und Assimilation ($r = -.37^{**}$) berichtet Zick (2010).

5. Trotz der Vorzüge des Berry-Modells, wie etwa seiner empirischen Operationalisierbarkeit, seiner Verwendung in vielen Studien und damit der wissenschaftlichen Vergleichbarkeit, seiner Überwindung der Dichotomie von „Integration“ vs. „Desintegration“ ist aber kritisch festzuhalten, dass auch dieses Modell eine homogenisierende Sicht auf Mehrheiten wie Minderheiten suggeriert: Denn weder die Mehrheit verfolgt eine klar identifizierbare Orientierung gegenüber Minderheiten, noch zeigen Migrantengruppen eine einheitliche Orientierung; ganz im Gegenteil: Zum einen weisen sie eine enorm hohe Varianz untereinander auf (Phinney, Ong & Madden, 2000); und es zeigen sich sogar innerhalb derselben Gruppe, wie etwa der Türkeistämmigen, beträchtliche Unterschiede.

So sind bspw. die Integrationsperspektiven von Aussiedlern von denen klassischer Migranten wie etwa Italienern, Spaniern, Griechen und Türken unterschieden, da diese sich teilweise subjektiv deutsch fühlen bzw. sich eher als Deutsche identifizieren, auch juristisch Deutsche sind und damit größeren Zugriff auf gesellschaftliche Ressourcen haben (Fuchs, Schwierting & Weiß, 1999). Auch wird vermutet, dass bei Aussiedlern, im Vergleich bspw. zu türkischen Jugendlichen, in den Familien mit zunehmender Aufenthaltsdauer stärker Deutsch gesprochen wird, während dies in türkischen Familien weniger erfolgt.

Die stresstheoretische Sicht auf Integrationsprozesse: (Berry, 2003)

Abbildung 2:



In einem umfassenden stresstheoretischem Modell hat Berry versucht, die Bedingungen einer langfristigen psychologischen Integration (bei ihm Akkulturation bzw. Adaptation), und zwar verstanden als ein Gleichgewicht in der „neuen Heimat“ zu skizzieren. Dabei werden sowohl die Bedingungen auf einer Makroebene als auch auf der Mikroebene, auf der Ebene des Individuums, berücksichtigt.

Ich werde hier nicht auf alle Aspekte eingehen, sondern später eher genuin psychologische Konstrukte, so etwa das „Kontrollbewusstsein“ und die „erlernte Hilflosigkeit“ als wichtige psychologische Dimensionen genauer diskutieren.

Doch der Vollständigkeit halber ist zu erwähnen, dass jenseits der individuellen Wirkfaktoren auch auf der Gruppenebene, sogenannte Makrobedingungen, wirksam sind, die auf die Herkunftsgesellschaft von Migranten hinweisen und den Ausgang von Akkulturationsprozessen mit beeinflussen. Denn der Mensch nimmt immer auch eine spezifische Geschichte seines Landes, seiner Kultur, mit. Sowohl der politische, als auch der ökonomische Kontext sind hier relevant: Kommen Menschen aus eher demokratisch verfassten oder aus autoritären Regimen nach Deutschland? Welche (bösen) Erfahrungen haben sie mit staatlichen Institutionen, Behörden etc. gemacht, die ihre (misstrauische) Haltung zum Staat beeinflussen? Wie groß ist das ökonomische Gefälle zwischen Herkunftsland und der neuen Heimat? Welche soziale Position hatten sie in der „alten“ Heimat und welche haben sie in der neuen“ Heimat?

Die Geschwindigkeit und der Modus der Integration hängen nicht zuletzt auch von Faktoren wie kultureller Distanz zwischen Aufnahme- und Entsendeland ab: je größer die Distanz, je unähnlicher die sozialen Kontexte einander sind, desto schwieriger wird die Integration. Beispielsweise müssen türkische Migranten nicht nur einen Prozess der lebensweltlichen Reorientierung in Deutschland durchmachen, sondern in der Regel auch ein höheres Maß an

technologischem Entwicklungsgefälle sowie symbolisch-kultureller Distanzen (Sprache, religiöse Orientierung, Wertvorstellungen etc.) überbrücken als spanische oder italienische Migranten. Zwar ist generell betrachtet der Akkulturationsstress dort stärker, wo die Diskrepanzen zwischen Herkunft- und Aufnahmeland größer sind, jedoch ist zu erwähnen, dass gerade pluralistische Gesellschaften wie die Bundesrepublik, die eine hohe Toleranzschwelle für andersartige Lebensweisen haben, andere Norm- und Moralvorstellungen erlauben, ein Teil des Stresses auch abpuffern.

Der Akkulturationsstress lässt sich jedoch auch durch einen Rückzug in landsmannschaftliche Gruppen mindern, weil dort ein Stück weit die kulturellen Habitualisierungen fortgeführt werden können und wenig Änderungsdruck besteht. Insbesondere in der Anfangsphase der Migration können solche eigenethnischen Netzwerke recht funktional sein; langfristig jedoch, wenn die dort erworbenen und gestärkten Ressourcen sich in mehrheitsgesellschaftliche Netze nicht übertragen lassen, ist die Gefahr der Isolation und Segregation von der Aufnahmegesellschaft groß. Eine andere Form der Stressminderung bzw. Stärkung des Kontrollbewußtseins können ethnische Communities ausüben, indem sie zu Organen der Interessenverarbeitung der Minderheiten werden und Druck auf die Mehrheitsgesellschaft ausüben, um Vorurteile und Diskriminierungen zu verringern. Damit stärken sie die kollektive Handlungskompetenz von Minderheiten und sind daher als eine wichtige Ressource zu sehen (Gaitanides, 1992).

Der Akkulturationsstress wird bei Berry sowohl von Moderatoren, die der Ankunft vorangehen, als auch von Moderatoren, die während des Aufenthaltes im neuen Land wirksam sind, beeinflusst. Ein wenig normativ ist bei ihm jedoch die Schlussfolgerung, dass „in the long run“ sich das neue Gleichgewicht einstellt.

Uslucan konnte jedoch bei einer eigenen Studie an türkischen Migranten in Berlin feststellen, dass auch nach mehr als 30 Jahren Aufenthalt in Deutschland ein Großteil von ihnen an Heimweh litt und keineswegs diese Adaptation erreicht hatte (Uslucan, 2005 b). Diese waren u.a. Menschen mit geringer Bildung, die im Kontext der Arbeitsmigration Ende der 60-er Jahre nach Deutschland kamen. Die Forschung hat bereits früh (Padilla, 1980) festgestellt, dass Akkulturationsgrad hoch mit Bildung korreliert; denn im Prozess der Akkulturation erfolgen anspruchsvolle kognitive Prozesse; nicht nur müssen wichtige Elemente der neuen Kultur erlernt, erworben werden; es müssen auch Elemente der eigenen Kultur, die sich in dem neuen Kontext als dysfunktional erwiesen haben, aufgegeben werden (vgl. Schönflug, 2003).

Silbereisen & Schmitt-Rodermund (1999) haben, mit Blick auf das Berry-Modell, in der bisherigen Forschung, einige Moderatoren identifiziert, die den Akkulturationsstress lindern und damit die Integration erleichtern.

1. Welche Kenntnisse der jeweiligen Landessprache und wie viel Wissen sind über das neue Land vorhanden?
2. Gibt es bereits Netzwerke, Freunde, Verwandte in dem neuen Land? Vor allem können diese in der ersten Phase der Ankunft den Stress enorm lindern und Solidarpotenziale entfalten. Darüber hinaus ist aber denkbar, dass Pioniermigranten sich stärker an die Aufnahmegesellschaft wenden als Kettenmigranten, die auf bereits existierende Netzwerke und Verbindungen mit Mitgliedern der Herkunftskultur stoßen.
3. Ist die Migration freiwillig oder ist der Druck zur Auswanderung so groß gewesen, dass keine Alternative zum Bleiben gesehen wurde? Je nachdem, wie stark der Einzelne in die Migrationsentscheidung selbst eingebunden war, ist auch mit unterschiedlicher Verantwortungsübernahme für den Erfolg der Migration und der Integration zu rechnen. So kann bspw. eine unfreiwillige Migration etwa als Jugendlicher ein Hinweis auf eine starke hierarchische Familienform sein, was eine Integration erschwert, während die Freiwilligkeit der Migration Offenheit für neue Erfahrungen signalisieren kann. Aber auch eine unfreiwillige Migration etwa als Flüchtling kann Schwierigkeiten bereiten, weil eine Vorbereitung im eigenen Land in der Regel fehlte (Silbereisen & Schmidt-Rodermund, 1999). Eine proaktive, eigeninitiierte Migration ist eher mit einem gelingenden Akkulturationsverlauf assoziiert als eine reaktive, unfreiwillige Migration (Richmond, 1993). Denn bei einer eigeninitiierten Migration ist das Kontrollbewußtsein, auf das unten noch eingegangen wird, stärker in der Person verankert.
4. Wie realistisch/überzogen sind die mit der Auswanderung/bzw. Einwanderung verbundenen Erwartungen? So hatten bspw. ein Großteil der Türkeistämmigen Migranten die Vorstellung, nach einigen Jahren wieder zurück zu kehren; zugleich sah auch die Einwanderungspolitik der Bundesrepublik in den ersten Jahren einen nur zwei jährigen Aufenthalt vor, was einer Verwurzelung in dem neuen Land, einer Herstellung und Intensivierung sozialer Kontakte, Freundschaften, Bekanntschaften etc. natürlich eher hinderlich ist.
5. Welche schulische/berufliche Bildung wird mitgebracht, die als Ressource dienen kann und die eine schnelle soziale Platzierung erlaubt?
6. Wie stark sind individuelle psychologische Merkmale, wie etwa Selbstwirksamkeitserfahrungen, Ängstlichkeit, Coping-Strategien sowie Kontrollbewußtsein etc. ausgeprägt?

Exkurs: Kontrollbewusstsein

Aus psychologischer Sicht kommt hierbei m. E. dem Konstrukt des Kontrollbewusstseins eine erklärungsmächtige Funktion zu: Denn eine Migration, die Individuen zur Einnahme neuer

sozialer Rollen sowie zu einer Veränderung des Verhaltens und zur Herstellung eines neuen Gleichgewichts mit der sozialen Umwelt nötig, ist unbestritten ein kritisches Lebensereignis. Das Verlassen eines vertrauten Kontextes zu Gunsten eines unbekannteren, bringt in der Regel auch einen Verlust an Kontrolle mit sich. Viele verinnerlichte soziale und kulturelle Verhaltensweisen werden in der neuen Umgebung nicht mehr erwartet oder auch abgelehnt. Dies kann zu Verunsicherungen führen, da die Kontrolle über die persönliche Umwelt als geschrumpft erlebt wird.

Dabei hängen die Belastungen bzw. die Intensität von kritischen Lebensereignissen u.a. von zwei Aspekten ab: a) der Vorhersehbarkeit des Eintretens dieses Ereignisses und b) wie stark die Person trotz des Stressors die Kontrolle über die Situation beibehalten kann (Krampen, 1982). (Insofern könnten bspw. Vorbereitungskurse im eigenen Land, Maßnahmen bei der Ankunft auch einen Beitrag zum Gelingen der Integration beitragen).

Generell können Kontrollinstanzen, also die Frage, wer oder was als verantwortlich für die Handlungsfolgen betrachtet wird, innerhalb oder außerhalb der eigenen Person liegen. Im letzten Fall kann weiterhin differenziert werden, ob das eigene Leben als von „Schicksal“ oder Glück gesteuert erlebt wird, oder ob die Kontrollinstanzen anderen, wichtigen Personen zugeschrieben werden. Nicht nur Migranten, sondern alle Menschen unterscheiden sich in dem Ausmaß, wie sehr sie Kontrollmöglichkeiten in der eigenen Person oder außerhalb der eigenen Person sehen. Diese Zuschreibungen werden als Kontrollüberzeugungen bezeichnet.

In vielen Studien zeigt sich, dass ein höherer sozioökonomischer Status oft auch mit erhöhter Internalität einher geht (Krampen, 1982). Minderheiten, die einen geringeren Zugang zu Ressourcen haben und durch ihren „Minderheitenstatus“ oft auch sozioökonomisch benachteiligt sind, müssten, so die Annahme, in ihren Kontrollüberzeugungen demnach oft stärker external orientiert sein.

In einer empirischen Arbeit hat Ott (unveröffentlichte Diplomarbeit an der TU Berlin, 2008) den Zusammenhang von zwei für diese Fragestellung relevanten Konstrukten, und zwar der Akkulturationsorientierungen (Berry, 1997) und der Kontrollüberzeugungen (Levenson, 1972; Rotter, 1966) in einer Migrantenstichprobe überprüft. Ferner wurden dabei auch der Einfluss zentraler soziodemografischer Variablen (wie Einreisealter, Migrationsmotivation, Herkunft, usw.) auf die Akkulturationsorientierungen und Kontrollüberzeugungen von Migranten geprüft.

Die Untersuchung selbst von Februar bis April 2008 in den Berliner Bezirken Kreuzberg, Neukölln und Wedding durchgeführt. Die Teilnahme war freiwillig und erfolgte ohne eine finanzielle oder materielle Aufwandsentschädigung. Insgesamt nahmen 105 Probanden an der Studie teil.

In ihren Ergebnissen konnte die Autorin zunächst zeigen, dass bei den Akkulturationsorientierungen die Integration mit großem Abstand die stärkste Ausprägung aufweist (Mittelwert von $M = 3.27$, was bei einem Maximalwert von 4 als sehr hoch zu werten ist. Die zweitgrößte Ausprägung zeigte hingegen die Separation mit einem Mittelwert von 2.01, gefolgt von Assimilation mit $M = 0.66$ und Marginalisierung mit $M = 0.42$.

Was das zweite Konstrukt, die Kontrollüberzeugungen betrifft, so hatte die Internalität mit einem Mittelwert von 3.84 die höchste Ausprägung. Die externalen Kontrollüberzeugungen, wie etwa, dass das eigene Leben von "mächtigen Anderen" (P) oder vom "Schicksal" (C) beeinflusst wird, lagen mit Mittelwerten von je 1.86 und 1.65 nahe beieinander, aber deutlich unter der Internalität.

Ergebnisse zu Akkulturationsorientierung und Kontrollüberzeugung

Was den Zusammenhang zwischen Akkulturationsorientierungen und Kontrollüberzeugung betrifft, so wurde angenommen, dass internale Kontrollüberzeugung positiv mit der Akkulturationsorientierung Integration korrelieren. In der Tat erwies sich diese Korrelation mit $r = .50$ ($p < .001$) als höchst signifikant. Und entlang der Annahme zeigten sich zwischen Externalität und Separation positive Zusammenhänge; d.h. also, je höher Menschen die Ereignisse auf ihre Leistungen oder auf ihr Versagen zurückführen, desto eher neigen sie auch zu integrativen Einstellungen zu Mehrheitsgesellschaft; je stärker sie sich als fremdbestimmt erleben, die Ursachen von Ereignissen in der Außenwelt lokalisieren, desto stärker hängen sie an separationistischen Haltungen zur Mehrheitsgesellschaft.

Als eine eindeutige Implikation dieser Studie kann also festgehalten werden: Die internale Kontrollüberzeugungen von Migranten zu erhöhen, verstärkt auch ihre gesellschaftliche Integration und ist auch als Puffer gegen Separation zu sehen. Wie lässt sich nun Internalität erhöhen und Externalität verringern bzw. gar nicht erst aufkommen lassen? Veränderungen von Internalität im Sinne therapeutischer Interventionen herbeizuführen scheidet - aus auf der Hand liegenden Gründen - aus, da es sich bei türkischen Migranten nicht um eine klinische Population handelt. Stattdessen müssten zur langfristigen Veränderung von Kontrollüberzeugungen grundlegende Änderungen der Lebensumstände erfolgen (Mielke, 1982). Eine höhere Kontrolle der Lebenswelt wie etwa politische Partizipation, Einflussnahme und Steuerungsmöglichkeiten durch Wahlrechte etc., höhere Transparenz des sozialen Alltages sowie eine höhere Selbstwirksamkeit sind hierfür Beispiele.

Gleichwohl es im Allgemeinen plausibel erscheint, dass Migranten, die in der neuen Umgebung an objektiver Kontrolle verlieren, dieses auch subjektiv so erleben und somit höhere

Externalitätswerte zeichnen als Personen, die in einer vertrauten Umgebung bleiben (Dyal, 1983). Jedoch sind die Befunde zu Untersuchungen von Kontrollüberzeugungen mit Migranten nicht einheitlich (siehe zusammenfassend Dyal, 1983). Als generelle Zusammenfassung lässt sich sagen, dass subjektive Kontrollerwartungen mit tatsächlichen Kontrollumständen tendenziell korrespondieren, d. h., dass Migranten im Allgemeinen höhere Externalitätswerte aufweisen als Nicht-Migranten, was jedoch nicht unmittelbar als eine Verzerrung ihrer Persönlichkeit oder als ein spezieller Persönlichkeitszug zu werten ist, sondern durchaus eine realistische Attribution bildet, weil Migranten auch tatsächlich geringere objektive Kontrolle haben.

Dem Kontrollbewusstsein inhaltlich nahe, doch mit einer anderen Schwerpunktlegung (und zwar der Rekurs auf bisherige Erfahrungen und die Projektion dieser Handlungsausgänge auf künftiges Handeln) ist hier die Theorie der Erlernten Hilflosigkeit (Seligman, 1975) zu erwähnen, die gelungene bzw. misslungene Integrationsprozesse zu erklären vermag. Sie kann die angebliche „Integrationsverweigerung“ von Migranten auf eine verständliche Ebene bringen.

Doch was bedeutet Hilflosigkeit in diesem Kontext? Hilflosigkeit wird erlebt, wenn der Ausgang eines Ereignisses völlig unabhängig von den willentlichen Reaktionen der Person ist und dieses Ereignis für die Person eine hohe Relevanz hat; denn wir erleben viele Ereignisse, die wir nicht steuern können, die jedoch völlig irrelevant für unseren Alltag sind.

Folge von Hilflosigkeitserfahrungen sind Angst, Belastungserleben und massiver Stress, der seinerseits sowohl die Leistungsfähigkeit als auch die Motivation zum Handeln negativ beeinflusst. Darüber hinaus wird langsamer gelernt, dass eigene Reaktionen Konsequenzen bewirken können und es kann zu emotionalen Störungen wie etwa Depressionen kommen. Langfristig sind Menschen dann nicht bereit und fähig, auch jene Aufgaben in Angriff zu nehmen, die sie mit ihren Fähigkeiten und Kompetenzen eigentlich bewältigen könnten, weil sie sich bislang in ähnlichen Kontexten als hilflos erlebt haben und dies auch auf die neue, bzw. aktuelle Situation übertragen. Denn die Ausprägung der Hilflosigkeit wird vielmehr von der subjektiven Erwartung, und nicht den objektiven Bedingungen der Situation, die kontrollierbar oder unkontrollierbar sein können, determiniert.

Die entwicklungspsychologischen Ursachen können vielfältig sein, so etwa eine Kindheit, in der das Kind vielen hilflosen Situationen ausgesetzt war, aber auch eine Kindheit, die einen sehr stark verwöhnt hat und in der nur wenige Stressbewältigungskapazitäten ausgebildet wurden, und jetzt im Erwachsenenalter nun fehlen. Bei Migranten können auch reale Hilflosigkeitserfahrungen in den Heimatländern gegenüber staatlichen Institutionen,

Verwaltung, Behörden, Willkürjustiz etc. wirksam sein, die ihr gegenwärtiges Handeln beeinflussen. Wenn sich also Migranten im behördlichen Alltag gelegentlich als unmotiviert, unbeteiligt etc. zeigen, so ist, statt der geläufigen schnellen Diffamierung als „integrationsunwillig“ zu fragen, inwieweit diese Haltung mit früheren Erfahrungen der Hilflosigkeit assoziiert ist.

Werden jedoch herkunftsspezifische oder frühkindliche Erfahrungen immer transferiert? Hier zeigt die Forschung, dass nur unter bestimmten Umständen die "gelernte Hilflosigkeit" generalisiert, also auf andere Situationen und Aufgaben übertragen wird (So zeigten beispielsweise in einem Experiment Versuchspersonen alle Symptome von gelernter Hilflosigkeit beim Abstellen der unangenehmen Töne, auch wenn sie mit einer ganz anderen Aufgabenstellung, nämlich der Lösung von Denksportaufgaben, "auf Hilflosigkeit trainiert" worden waren), die Übertragbarkeit und die Generalisierung glücklicherweise auch ihre Grenzen hat: Denn zum einen ist entscheidend, ob die Betroffenen die beiden Situationen als ähnlich ansehen; und zum anderen gibt es interindividuelle Variationen bei der Anfälligkeit für Hilflosigkeit: Einige Menschen sind hierfür beinahe völlig immun.

3. Interkulturalität als Chance; ihre Voraussetzungen

Im Folgenden sollen nun auf einige Chancen und Voraussetzungen von Interkulturalität eingegangen werden:

LaFromboise et al. (1998) haben in einem recht ausdifferenziertem Modell folgende Dimensionen heraus gearbeitet, die sich als wirksam erwiesen haben, um mit bikulturellen Bezügen effektiv umzugehen und eine Integration zu erleichtern (Vgl. Uslucan, 2005):

1. Verfügbarkeit und Wissen über kulturelle Werte und Grundüberzeugungen: Dieses kulturelle Wissen beinhaltet das Ausmaß der Kenntnisse, die eine Person über die Geschichte, Institutionen, Religion, Rituale, Interaktionsformen und Alltagspraktiken der Aufnahmekultur besitzt; d.h. so etwas wie „kognitive Integration“. Von einer kulturell-kompetenten Person wird erwartet, dass sie den Grundüberzeugungen der Mehrheitskultur gegenüber positiv eingestellt ist und ein Teil dieser „Weltsicht“ auch verinnerlicht hat.

2. Positive Einstellungen beiden Gruppen gegenüber: Bikulturalität sollte sowohl von der Mehrheit wie der Minderheit als eine wünschenswerte Form akzeptiert und anerkannt werden; Rhetoriken, die „Multikulti ist tot“ etc. proklamieren, sollten nicht die Grundüberzeugung bilden. Denn im Allgemeinen scheinen multikulturelle Erfahrungen die Kreativität zu fördern. So konnte bspw. gezeigt werden, dass Personen, die Auslandserfahrungen hatten, im Vergleich zu Daheimgebliebenen, kreativer in entsprechenden Testsituationen waren. Aber auch bei

Personen, die bilingual aufwachsen, ließen sich höhere Kreativitätswerte zeigen (Vgl. Lee & Kim, 2011). Und diese höheren Werte waren sowohl alters- als auch geschlechtsunabhängig, gleichwohl einschränkend darauf hinzuweisen ist, dass die Korrelationen nur um $r = .2$ variieren, aber durchgehend positive Werte haben.

Bikulturalität und Bilingualität erweisen sich als exzeptionelle Entwicklungschancen, die natürlich auch aktiv genutzt werden müssen. Beispielsweise konnten in einer experimentellen Situation Benet-Martinez et al. (2002) nachweisen, dass Bikulturelle je nach Situation und Kontext in der Lage waren, ihre kulturelle Perspektive zu wechseln und je nach Situation ein independentes bzw. interdependentes Selbst, individualistische und kollektivistische Orientierungen, zeigten. Dies lässt sich als ein Hinweis verstehen, dass kulturelles Wissen domainspezifisch, quasi als eine implizite soziale Theorie, angeeignet wird und kulturelle Identitäten in bestimmten Kontexten „wachgerufen“ werden (Verkuyten & Pouliasi, 2002).

Und zuletzt haben bereits sehr frühe empirische Studien zeigen können, dass bilinguale Personen sowohl im Bereich der allgemeinen Intelligenz als auch in den kognitiven Stilen und den metalinguistischen Fähigkeiten sich monolingualen überlegen erweisen (Bialystok, 1988; Clarkson & Galbraith, 1992; Baker, 1993). Bilingual erzogene Kinder neigten bspw. weniger dazu, Begriff und Referent zu verwechseln, d. h. die Differenz zwischen Wort und Gegenstand war ihnen eher gegenwärtig, weil sie durch ihre Zweisprachigkeit eher eine gewisse Distanz zu der eigenen und der erworbenen Sprache entwickeln und erkennen, dass sprachliche Symbole für die Bezeichnung von Gegenständen und Ereignissen etc. auswechselbar sind. Die Annahme ist dabei, dass im Leben von bilingual aufwachsenden Kindern ein doppelter sprachlicher Input ihre metasprachlichen Fähigkeiten fördert, so z. B. die oben erwähnte Einsicht in die Arbitrarität (Willkürlichkeit) des Zeichens erleichtert und dadurch insgesamt dem Abstraktionsvermögen zugutekommt (Vgl. Uslucan, 2005).

3. Bikulturelle Wirksamkeit: analog der Selbstwirksamkeitsüberzeugung von Bandura (1997) erweist sich bereits die Überzeugung, in einen effektiven interpersonalen Dialog mit Interaktionspartnern und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft treten zu können, als positiv assoziiert mit der Fähigkeit, tatsächlich auch bikulturelle Kompetenz zu entwickeln. Diese Überzeugungen bestimmen das Ausmaß, in dem ein Individuum ein wirksames Rollenrepertoire und Rollenperformanz in der Zweitkultur erwirbt. Mit Rollenrepertoire ist die Fähigkeit angesprochen, situationsspezifische Verhaltensweisen in der jeweiligen neuen Gesellschaft erkennen und anwenden zu können.

4. Kommunikationsfähigkeiten: Sprachfertigkeiten stellen unbezweifelt eine der wichtigsten Schlüsselemente bikultureller Kompetenz dar. Kommunikationsfähigkeiten umfassen dabei sowohl die Fähigkeit, eigene Gefühle und Gedanken verbal mitteilen zu

können, als auch die geläufige non- und paraverbale Kommunikation der Aufnahmekultur verstehen und einsetzen zu können (LaFromboise et al., 1998). Sie setzen also auch ein angemessenes Verständnis von Gesten und Symbolik voraus, für die es keine offiziellen „Skripte“ und Lernanleitungen gibt.

5. Soziale Netzwerke in beiden Kulturen: Die Möglichkeit, auf externe soziale Stützsysteme in beiden Kulturen zugreifen zu können und in diese eingebettet zu sein, vermindert den Akkulturationsstress und schützt vor psychopathologischen Erkrankungen wie etwa einer Depression (Berry, 1997). In diesem Sinne lässt sich eine gute soziale Integration auch als eine gesundheitliche protektive Ressource deuten. Mit einer starken Stressbelastung und einer Anfälligkeit für Erkrankungen ist insbesondere die unfreiwillige Marginalisierung assoziiert (vgl. Zick, 2010).

Bochner et. al (1977) haben recht früh darauf aufmerksam gemacht, dass Migranten nicht in zwei, sondern eigentlich in drei Netzwerken leben: im Netzwerk der Herkunftsgesellschaft, in einem bikulturellem Netzwerk, das aus Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft und der Aufnahmegesellschaft besteht sowie in einem dritten, und zwar in einem multikulturellem Netzwerk, das Mitglieder verschiedener ethnischer Gruppen umfasst (Vgl. Schöpflug, 2003)

In verschiedenen Studien sind Tadmor, Tedlock & Peng (2009) auf den Zusammenhang von Akkulturationsstrategien und „integrative complexity“ nachgegangen. Mit „integrative complexity“ meinen die Autoren die Kapazität und die Bereitschaft des Einzelnen, die Legitimität verschiedener, rivalisierender Ansprüche anzuerkennen und diese verschiedenen Perspektiven auch verbinden zu können; d.h. legitime Ansprüche einer kulturellen Weltordnung aus einer Innenperspektive zu deuten. Insbesondere stand die Frage im Mittelpunkt, welche kognitiven Implikationen Bikulturalismus hat. Die Autoren konnten dabei einigermaßen konsistent darlegen, dass bikulturell aufgewachsene Menschen in verschiedenen Domänen über höhere „integrative complexity“ verfügten.

Die Voraussetzung, dass Bikulturalität positive kognitive Effekte zeitigt, war jedoch daran gebunden, dass zwischen der Herkunftskultur und der neuen Kultur einige funktionelle Äquivalente existierten. Mit Blick auf die oben erwähnten Akkulturationsstrategien, wurde festgestellt, dass bikulturell orientierte Konflikte noch komplexer zu lösen vermochten als separationistisch oder assimilatrisch eingestellte Personen. Denn bikulturell orientierte können auf vielfältige Problemlösemechanismen zurückgreifen; sie können vorhandene Probleme, durch ihre stärkere Einbettung in zwei Kulturen, von ihrem ursprünglichen Kontext eher lösen und das Problem „isoliert“ betrachten, was zu einer Entmischung der Problemlage und zu einer effizienteren Lösung führt (Tadmor, Tedlock & Peng, 2009).

„The finding of greater levels of integrative complexity in bicultural individuals but not in assimilated or separated individuals further suggests that mere exposure to a second culture is insufficient to bring about the cognitive benefits associated with multiculturalism. Rather, it is how individuals internally represent the different culture is the key”. (Tadmor, Tedlock & Peng, 2009, p. 132).

Diese Komplexität erklärt, warum in viele Studien multikulturelle Menschen höhere Imaginationskraft, höhere intellektuelle Flexibilität, eine höhere Fähigkeit, mit Ambiguität umzugehen haben. Was die Förderung dieser Fähigkeit betrifft, hat sich gezeigt, dass moderate Formen des Stresserlebens diese integrative Komplexität durchaus stimulieren können.

Die Vielzahl der empirischen Studien zusammenfassen ist also festzuhalten: Jenseits des gewohnten Elendsdiskurses über Migration und Integration lassen sich hohe Potenziale und Chancen, sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesellschaft, erkennen.

Denn vergessen wir nicht: Allen Migrantengruppen ist gemeinsam, dass sie eine hochselektive und mobile Gruppe darstellen, die es wagte, in der Hoffnung auf ein besseres Leben ihr Land zu verlassen und Mut genug bewiesen hat, die Herausforderung der kulturellen und sprachlichen Distanzen auf sich zu nehmen. Diese Situation stellt sie vor Entwicklungsaufgaben, die anspruchsvoller sowohl als derjenigen nichtmigrierter Familien in der Heimat als auch der Mehrheitskultur sind und die es verdienen, gesondert gewürdigt zu werden.

Quellenverzeichnis:

- Bade, K. J. (2007). Integration: versäumte Chancen und nachholende Politik. Aus Politik und Zeitgeschichte. 22-23, 32-38.
- Bandura, A. (1997). Self-efficacy: The exercise of control. New York: Freeman.
- Baker, C. (1993). Foundations of Bilingual Education and Bilingualism. Clevedon: Multilingual Matters (Vol. 95).
- Berry, J. W. (1997). Immigration, acculturation, and adaptation. *Applied Psychology: An International Review*, 46, 5 – 68.
- Berry, J. W., Kim, U., Power, S. Young, M. & Bujaki, M. (1989). Acculturation Attitudes in Plural Societies. *Applied Psychology*, 38, 185–206.
- Berry, J. W., Kim, U., Minde, T., & Mok, D. (1987). Comparative studies of acculturative stress. *International Migration Review*, 21, 491-511.
- Berry, J. W., & Sam, D. L. (1997). Acculturation and adaptation. In J. W. Berry, M. H. Segall, & C. Kagitcibasi (Eds.), *Handbook of cross-cultural psychology: Vol. 3. Social behavior and applications* (2nd ed., pp. 291-326). Boston: Allyn & Bacon.
- Berry, J.W. (2003). Conceptual approaches to acculturation. In K. Chung, P. Balls-Organista & G. Marin (Eds.). *Acculturation: Advances in Theory, Measurement, and Applied Research*, (pp. 17-37). Washington: American Psychological Association Press.
- Bialystok, E. (1988). Levels of bilingualism and levels of linguistic awareness. *Developmental Psychology*, 24, 560-567.
- Bochner, S., McLeod, B. M., & Lin, A. (1977). Friendship patterns of overseas students: A functional model. *International Journal of Psychology*, 12, 277-297.
- Bommes, M. (2007). Integration - gesellschaftliches Risiko und politisches Symbol. Aus Politik und Zeitgeschichte, 22-23/2007, 3-5.
- Bourhis, R. Y., Moise, C. L., Perreault, S., & Sénécal, S. (1997). Immigration und Multikulturalismus in Kanada: Die Entwicklung eines interaktiven Akkulturationsmodells. In A. Mummendey & B. Simon (1997), *Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften* (S. 63-108). Bern: Huber.
- Clarkson, Ph. C. & Galbraith, P. (1992). Bilingualism and mathematics learning: Another perspective. *Journal of Research in Mathematics Education*, 23, 34-44.
- Dyal, J. A. (1983). Cross-cultural research with the locus of control construct. In H. M. Lefcourt (ed.), *Research with the locus of control construct (Vol.3). Extensions and Limitations* (S. 209-306). Orlando, FL: Academic Press.

- Foroutan, N. & Schäfer, I. (2009), Hybride Identitäten - muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa. Aus Politik und Zeitgeschichte (Apuz), 5, 11-18.
- Fuchs, M., Schwietring, A. & Weiß, J. (1999). Varianten erfolgreicher Akkulturation. In R. K. Silbereisen, E.-D. Lantermann & E. Schmitt-Rodermund (Hrsg.), *Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten* (S. 335-363.) Opladen: Leske + Budrich.
- Gaitanides, S. (1992). Psychosoziale Versorgung von Migrantinnen und Migranten in Frankfurt am Main. Gutachten im Auftrage des Amtes für Multikulturelle Angelegenheiten. *IZA - Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit*, 3/4, 127-145.
- Sauer, M. & Halm, D. (2009). *Erfolge und Defizite der Integration türkeistämmiger Einwanderer. Entwicklung der Lebenssituation 1999 bis 2008*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- LaFromboise, T., Coleman, H. L. & Gerton, J. (1998). Psychological Impact of Biculturalism. Evidence and Theory. In P. Balls Organista, K. M. Chun & G. Marin (Eds.), *Readings in Ethnic Psychology* (pp-123-155). London: Routledge.
- Lazarus, R. S. & Folkman, S. (1987). Transactional theory and research on emotions and coping. *European Journal of Personality*, 1, 141-169.
- Lee, H., & Kim, K. H. (2011). Can speaking more languages enhance your creativity? Relationship between bilingualism and creative potential among Korean American students with multicultural link. *Personality and Individual Differences*, 50, 1186-1190.
- Levenson, H (1972). Distinctions within the concept of internal-external control: Development of a new scale. *Proceedings of the 80th Annual Convention of the American Psychological Association*, 7, 261-262.
- Mavreas, V., Bebbington, P. & Der, G. (1989). The structure and validity of acculturation. Analysis of an acculturation scale. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 24, 233-240.
- Mielke, R. (Hrsg.). (1982). *Interne/externe Kontrollüberzeugung. Theoretische und empirische Arbeiten zum Locus of Control-Konstrukt*. Bern; Stuttgart; Wien: Verlag Hans Huber.
- Ott, A. (2008). *Akkulturationsorientierung und Kontrollüberzeugung*. Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Technischen Universität Berlin.
- Padilla, A.(1980.), *Acculturation: Theory, Models and some new findings*. *American Anthropologist*, New Series, Vol. 84, No. 2 (Jun., 1982), pp. 466–467.
- Phinney, J. S., Ong, A., & Madden, T. (2000). Cultural Values and Intergenerational Value Discrepancies in Immigrant and Non-Immigrant Families. *Child Development*, 71, 528-539.

- Richmond, A. (1993). Reactive Migration: Sociological Perspectives on Refugee`s Movement. *Journal of Refugee Studies*, 10, 7-24.
- Rotter, J. B. (1966). Generalized expectancies for internal versus external control of reinforcement. *Psychological Monographs*, 80 (1, Whole No. 609).
- Salentin, K. (2004). Ziehen sich Migranten in „ethnische Kolonien“ zurück? In K J. Bade, M. Bommes & R. Münz (Hrsg.), *Migrationsreport 2004* (S. 97-116). Frankfurt: Campus.
- Schönpflug, U. (2003). Migration aus kulturvergleichender psychologischer Perspektive. In A. Thomas (Hg.). *Kulturvergleichende Psychologie* (S. 515-541). Göttingen: Hogrefe.
- Seligman, M. E. P. (1975). *Helplessness*. New York: W.H. Freeman.
- Silbereisen, R. K. & Schmitt-Rodermund, E. (1999). Wohlbefinden der jugendlichen Aussiedler. In R. K. Silbereisen, E.-D. Lantermann & E. Schmitt-Rodermund (Hrsg.), *Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten* (S. 257-275). Opladen: Leske + Budrich.
- Tadmor, C. T., Tetlock, P. E. & Peng, K. (2009). Acculturation Strategies and Integrative Complexity. The Cognitive Impact of Biculturalism. *Journal of Cross Cultural Psychology*, 40, 105-139.
- Uslucan, H.- H. (2005 a). Chancen von Migration und Akkulturation. In U. Fuhrer & H. H. Uslucan (Hrsg.), *Familie, Akkulturation & Erziehung* (S. 226-242). Stuttgart: Kohlhammer.
- Uslucan, H.-H. (2005 b). Heimweh und Depressivität türkischer Migranten in Deutschland. *Zeitschrift für klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie*, 3, 230-248.
- Uslucan, H.- H. (2009). Was ist Integration? In P. Mund & B. Theobald (Hrsg.), *Kommunale Integration von Menschen mit Migrationshintergrund – ein Handbuch* (S. 57-71). Berlin: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge.
- Verkuyten, M. & Pouliasi (2002). Biculturalism Among Older Children. Cultural Frame Switching, Attributions, Self-Identification, and Attitudes. *Journal of Cross Cultural Psychology*, 33, 596-609.
- Zick, A. (2010). *Psychologie der Akkulturation. Neufassung eines Forschungsbereiches*. Wiesbaden: VS-Verlag.